

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 2

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

Nr. 2
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
14. Januar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Menschenlos.

Von Julius Sturm.

Ob dir ein Pfühl, ein karges Moos
Zum Wiegenlager mir bestellt,
Uns alle traf das gleiche Los,
So viel' wir kamen auf die Welt.

Ob eine Träne mich begrüßt,
Ob lauter Freudenruf erscholl,
Als Liebe jubelnd dich geküßt:
Wir kamen hüllos, schmerzenvoll.

Und wie und wo wir immer gehn,
Im Hermelin, im Bettlerkleid,
Im dunklen Tal; auf lichten Höhen;
Ein jeder hat sein eigen Leid.

Dem zuckt der Schmerz im Angesicht
Und jener scherzt und fühlt doch tief,

Daß ihm ein Dorn die Brust zerstückt, —
Und keinem ward ein Freiheitsbrief.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

2

Wie immer, wenn es zu helfen gab, war der Onkel Doktor, Benjamin Schwendt, der erste, der sich in der Stube einfand. Er war, was seine Wissenschaft betraf, ein Anhänger der alten Schule, und muhte es sich gefallen lassen, von seinen Neffen, den Studenten, belächelt zu werden. Er verschrieb noch große Flaschen mit Medizin, wenn eines hustete, und forschte strenge nach, ob man seinen Vorschriften nachgekommen; ja, er konnte ordentlich böse werden, wenn dies nicht geschah. Er glaubte lange nicht alles, was die neue Medizin bot, und behauptete, er warte stets drei Jahre, ehe er eine neue Arznei verordne, denn bis dahin sei sie ohnehin von einer andern überholt. Dagegen fand man ihn in der kältesten Winternacht auf dem Wege zu einem Kranken, und die ärmste Frau war sicher, in ihrer Not sein beruhigendes und ermunterndes Lächeln an ihrem Bett zu sehen und sich doch um die Rechnung keine Sorgen machen zu müssen. Dagegen verlangte er unbedingten Gehorsam von seinen Patienten und liebte Widerspruch auch im Privatleben nicht.

Der Onkel liebte es nicht, zu warten, und trommelte daher mit dem goldenen Knäuf seines Stodes, den er nie weglegte, auf dem Teppich, an dem die kleine Tante Marie und ihre sämtlichen Nichten drei Jahre lang jeden Dienstag gearbeitet hatten, und dafür mit Meringues belohnt worden waren.

Tante Marie war nie fertig, wenn sie Gäste erwartete, Sie fuhr auch heute noch irgendwo draußen herum und gab ihrem Faktotum Monika Befehle, den Kaffeetisch betreffend, und wiederholte sie mit ihrer lieben Stimme in der sichern

Annahme, daß Monika doch nicht tun werde, was ihr befohlen. Damit traf sie den Nagel auf den Kopf. Zwischen Monika und ihr bestand ein langjähriger und hartnäckiger Kampf um die Herrschaft, in dem die kleine Tante Marie noch nicht ein einziges Mal Meister geworden war. Sie fürchtete sich ein wenig vor Monika und hatte ihr in ihrem Testament eine hübsche Summe zugebracht. Sie hoffte dadurch die vielen tadelnden Selbstgespräche, die sie um der eigenwilligen Magd willen hatte halten müssen, wieder gut zu machen.

Monika striegelte im Tulpenzimmer neben der Küche einen ungefähr sechsjährigen Jungen, den Neffen und Pflegesohn ihrer Herrin. Sein Vater war evangelischer Pfarrer in Sidney gewesen. Er hatte seinem Sohn den Namen dieser Stadt gegeben, nach englischer Sitte. Beide Eltern Sidneys waren längst gestorben.

Herrin und Dienerin beschuldigten einander, den Jungen zu verweichlichen und zu verderben. „Sie verderben ihn von Grund aus, Fräulein Mariechen“, warnte die Magd. „Es wird ein Filou aus ihm.“

„Behüte“, wehrte sich Tante Marie. „Wie sollte ein Filou aus ihm werden, da ja sein Vater ein Pfarrer und seine Mutter ein vornehmes Fräulein war? Ein Missionar wird aus ihm, ein Mann Gottes. Er ist ein wildes Fohlen, man darf ihn nicht zu kurz halten.“ Das hatte sie irgendwo gelesen und war froh, schriftlich bestätigt zu wissen, daß ihre Erziehungskunst auf dem rechten Wege war.

„Ich warte auf das Ende“, sagte Monika jedesmal. „Ich habe Zeit zu warten.“...

Auf dem Pflaster vor der Haustüre knallte es mächtig und man hörte Pferdegetrappel. „Das sind Velusas Pferde“, rief Monika. „Schnell, lauf, Sidnen, du bist fertig.“ Sie riß sich hastig die bunte Schürze vom Leib, strich sich über die glatten Haare und lief die Treppe hinunter, um Frau Adeline Petitpierre, die vornehmste aller geborenen und gewordenen Schwendts, zu empfangen.

Sie war von ihrem Landhaus in die Stadt gefahren und liebte es noch weniger als der Onkel, zu warten. Monika stand hochatmend am Wagenschlag und half der ungefähr einunddreißigjährigen, in schwarze Seide gekleideten Frau aus dem Wagen. Kein Mensch, der etwas auf sich hielt, trug eine andere Farbe als Schwarz; zudem stand es ihr gut und war vornehm, hob auch den Glanz ihrer schönen, herrischen Augen. Sie neigte grüßend den feinen Kopf und ging ins Haus. Hinter ihr kam ihre Kammerfrau und Milchschwester, Karoline Velusa, die Frau des Rutschers. Sie hielt ihre Augen auf ihre Herrin gerichtet, und kein Lüftlein durfte, wenn es Karoline hindern konnte, die Angebetete belästigen. Keine Krankheit wagte sich an sie heran, und kein irdischer Mensch getraute sich, wenn Karoline in der Nähe war, Frau Petitpierre auch nur den Glanz ihrer Augen zu trüben.

Velusa, der langjährige Rutscher, war Berner. Er hing der demokratischen Partei an. Die Gemeinheit des Brecht Venz, über dessen Schnurren und Späße in der „Morgenpost“ Velusa oft seinen verkniffenen Mund verziehen mußte, hatte ihn fast übermannt. Verrat? Und an der eigenen Partei? Und noch dazu um Geld? Velusa konnte dafür keine andere Strafe ersinnen als den Feuertod. Während Herrin und Dienerin die Treppe hinaufstiegen, hielt er seine Beißche tadellos gerade und wehrte kaum merklich den Fliegen, die seine Pferde quälten.

Im Tulpenzimmer legte Frau Petitpierre ab, rauschte in den Salon und begrüßte die Anwesenden. Sie setzte sich auf den großen, mit Kissen bestickten Lehnstuhl, dem Onkel gegenüber. Ob jemand sich schon klar gemacht habe, wie man diese leidige Sache, diese gemeine, plebejische Affäre aus der Welt schaffen könne, fragte sie und strich sich mit ihrer schmalen Hand über die Stirne. Tante Marie wagte sich in Adeline Petitpierres Gegenwart nie mit ihrer Meinung heraus und wartete stets ängstlich auf den Augenblick, wo durch die eine oder andere freundliche Frage hervorgerufen ihr Mut sich behaupten und äußern würde.

„Was soll geschehen“, fragte Adeline wieder.

„Die ganze Sache ist ein unerhörtes Ereignis“, sagte der Onkel Doktor.

„Ein Skandal“, nickte Adeline Petitpierre.

„Nenne es meinetwegen auf französisch“, gab der Onkel mit seinem tiefen Baß zu, „Ottile muß vor allen Dingen dem Geschwäg entrisen werden.“

„Ja, denn es ist fürchterlich, der Mittelpunkt eines Geschwäges zu sein“, rief Adeline, und man sah, ihr an, wie peinlich es ihr wäre, müßte sie ihre zarte Person von der Menge bekräfteln und bemitleiden lassen. „Ich will sie zu mir nach Bellerive einladen.“

„Du bist hilfreich wie immer“, sagte die kleine Tante Marie entzückt.

„Charmant“, nickte der Onkel. „Aber liebe Frauen, Ottile erwartet ein Kind.“ Nun schwiegen alle. Ein Kind

in Bellerive, im weißen Hause, war ausgeschlossen, nicht wahr? Die stillen großen Säle, die hallenden Gänge, die dunkeln Lauben aus breitblättrigem Lorbeer, das getäfelte Eßzimmer, überhaupt das weiße Haus mit den vergoldeten Tapeten, den alten Stabellen, den seidenbezogenen Lehnstühlen, den zierlichen Tischen, den Spiegeln und Kaminen, mit Fächern und Bronzen! Ein Kind in Bellerive, das war ausgeschlossen. Und was niemand aussprach, kaum sich selbst eingestand: Ein Kind bei Adeline Petitpierre, die nur einen Willen kannte, die Gefühle als nicht vornehm verbannte, die Traditionen über das Wohl des einzelnen setzte, die es nicht begriff, daß man anderer Meinung als sie sein konnte, daß es überhaupt andere Ansichten gab als die ihren. Adeline, die jeden und jedes in die Form pressen wollte, die ihr gerade paßte, und keine Rücksicht darauf nahm, ob der Gepeinigte litt oder nicht. Nein, nein, Kinder in Bellerive, undenkbar.

Frau Adeline Petitpierre hatte aber sehr oft gute Einfälle, sogar zum Besten anderer. Im Städtchen selbst wohnte eine Person, eine weiße Frau, die werdende Mütter bei sich aufnahm. Dort mochte Ottile untergebracht werden. Die Frau war nicht teuer.

„Was sagt ihr dazu?“ fragte Adeline. „Es mag angehen, wenn die Person gewissenhaft ist“, erklärte der Onkel.

„Oh“, rief Frau Petitpierre, „wenn man keine Wahl hat.“

„Aber“ — die kleine Tante Marie wollte einwenden, ob es nicht traurig sei für die junge Frau, so allein, fern von allen... Aber Adeline winkte ab.

„Liebe, wenn ich zehn Minuten von ihr wohne! Ich werde mich ihrer annehmen.“ Tante Marie sagte nichts mehr. Natürlich, Adeline würde sich ihrer annehmen.

„Gut. Und nachher das Kind? Das Kind will leben.“ Benjamin Schwendt sah die Frauen mit seinen großen, grauen Augen an. Frau Adeline seufzte.

„Ja, das Kind von einem Taugenichts, einem Gemeinling. Das Kind der guten, unbedeutenden — wir sind darin ja alle einig — der unbedeutenden Ottile. Ja, was sollen wir mit ihm anfangen?“ Frau Adeline sann nach. Sie war gut, im Sinne der Hilfsbereitschaft. Aber sie war gewohnt, an ihr Behagen zuerst zu denken, und vermochte es nicht, sich in andere hinein zu fühlen, auch wollte sie nach ihrem Sinn beglücken, nicht nach dem Sinn der andern. „Ich denke, darüber reden wir später. Jetzt liegt anderes näher. Ottile muß unterstützt werden.“

„Ich übernehme die Kosten für ihre Kleider und für die des Kindes“, sagte der Onkel.

„Ich werde ihr ein hübsches Nadelgeld aussetzen“, rief Tante Mariechen. „Und später werde ich dem Kind Klavierstunden geben.“

„Schön“, sagte Adeline. „Ich nehme Ottiliens übrige Bedürfnisse auf mich.“ Alle waren einverstanden, froh, klarer zu sehen. Der Onkel glitt auf ein anderes Thema über. —

„Verdammter Speck, die Verliebtheit“, sagte er. „Ottile ist ihr arg in die Falle gegangen.“ Tante Marie sprang von ihrem Stühlchen auf und fuchtelte mit den Händen.

„Ich habe sie angefleht, den Brecht nicht zu nehmen“, sagte sie. „Wißt ihr, was sie sagte: Lieber ein Jahr mit Brecht unglücklich, als zwanzig Jahre ohne ihn glücklich.“

„Gans“, brummte der Onkel. „Aber schließlich hätte ich wahrscheinlich geredet wie sie, wenn ich so verliebt gewesen wäre.“

Frau Adeline sah ihn unendlich vornehm an. „Nie hätte ich so gedacht und gefühlt“, sagte sie. „Solche Kopflosigkeit paßt nicht für Leute wie wir, die...“

„Die ein Herz aus vergoldetem Meißner Porzellan haben“, spöttelte der Onkel. Adeline wußte nicht, ob er spaße. „Gewiß“, gab sie zu, und neigte den Kopf mit den vielen Zöpfen und aufgesteckten Locken. „Ganz gewiß. Ihre Möbel muß Ottilie verkaufen. Ich habe das Haus voll von Tischen und Stühlen, wenn sie je zu mir kommen sollte, und lebt sie in Pensionen, braucht sie erst recht keine Möbel.“

„Vielleicht hängt sie an ihren neuen Sachen, sie hat sie ja kaum erst bekommen, es möchte ihr weh tun“, bat Mariechen.

„Wenn man in ihrer Lage ist, muß man sich fügen“, sagte Adeline. „Kleinigkeiten kann sie ja mitnehmen, warum denn nicht. Aber wirklich, bei mir steht alles voll bis unter das Dach, ererbte Sachen — sie muß verkaufen, ich kann ihr nicht helfen. Sie soll froh sein, wenn nichts sie an den Menschen erinnert.“

Die Türe ging auf, und der lange, schlechtgewachsene Better Ludwig Haman kam herein. Er begrüßte seine Verwandten ihrer Vornehmheit nach, stellte seinen Hut unter einen Stuhl und setzte sich.

„Schon alles in Ordnung?“ fragte er mit seiner hohen Stimme, ob der Leute, die ihn noch nicht gehört hatten, lachen mußten.

„So ziemlich. Wenn man auf dich warten wollte...“ schalt der Onkel. „Die Adeline nimmt Mutter und Kind nach Bellerive.“

„Allerliebste“, sagte Better Ludwig.

„Wir, Marie und ich, sorgen für Kleider und anderes.“ Ludwig verbeugte sich.

„Ich habe einiges zu bemerken.“ Er räusperte sich. „Ich habe mir das zurecht gelegt. Ich meine, wenn ihr nichts dagegen habt. Nämlich, nächstes Jahr, wenn ihr nichts dagegen habt, möchte ich Ottilie gerne heiraten. Vorausgesetzt, daß ihre Scheidung vollzogen ist.“

„Jetzt zum Teufel“, schrie der Onkel Doktor. „Laßt sie doch zu sich selbst kommen, ehe ihr sie wieder mit derartigem belästigt. Sie wird genug davon haben, sapperlipopette, und zuerst muß sie doch ihr Kind zur Welt bringen.“

„Ich meinte nur“, sagte Ludwig und errötete über das ganze sommersprossige Gesicht.

„Du hättest uns viel Unangenehmes ersparen können, Ludwig, wenn du uns den Plan, Ottilie zu heiraten, ein Jahr früher vorgelegt hättest“, sagte Adeline und betrachtete den langen Menschen von Kopf zu Füßen.



Das idyllische Bergkirchlein in Zweifsimmen.

Phot. Müller, Zweifsimmen.

„Ich dachte, ich meinte... es sei noch lange Zeit dazu. Sie war ja schon so lange ledig. Sie gefiel mir immer gut. Wie konnte ich ahnen...“

„Nein, du konntest nichts ahnen, nicht einmal, als die ganze Familie davon sprach“, bemerkte Adeline spitz. „Mein Gott, wenn ich daran denke, daß wir den ganzen Skandal nicht hätten über uns ergehen zu lassen brauchen, wenn du...“

„Darum eben rede ich heute davon. Ihr seid vielleicht froh... ich erspare euch vielleicht weitere Unannehmlichkeiten... ich bitte nur um Zartgefühl“, stotterte Ludwig.

„Versteht sich“, rief Tante Marie, „wir werden distret sein.“ Aber der Gedanke, irgend etwas ihrer Monika nicht erzählen zu sollen, erregte ihr große Not. Sie plauderte so gerne.

„Vor Ablauf eines Jahres ist es unschädlich — vor der vollzogenen Scheidung unmöglich — von einer Heirat zu reden“, sagte Adeline. „Ich bitte dich, Better Ludwig, dich darnach zu richten. Es darf nichts den Skandal vergrößern, dem Ottilie zum Opfer fiel. In meinem Hause dulde ich nicht den Schein von etwas Unpassendem.“

„Tadellos“, sagte Ludwig und betrachtete die Sache als abgemacht.

„Wir wollen Tee trinken“, sagte Marie. „Und sollten wir nicht Tante Ulrike von dem benachrichtigen, was hier geredet und beschlossen worden?“

„Sie kümmert sich nicht um das, was in der Familie sich ereignet“, sagte Adeline. „Und was uns wichtig ist, ist ihr wenig interessant. Auch ist ihre Denkart eine andere als die unsere. Wir haben ja wenig gemein, sie und wir.“ Niemand machte Einwendungen. Tante Ulrike, die Älteste der Familie, stand um ihrer Lebensschicksale willen außerhalb des Familienkreises, doch hatte sie großen Einfluß, so alt sie war, auf die aufwachsende Generation.

(Fortsetzung folgt.)